

als sie ihr vom fahlen Sternenlicht beschienenes Haus erreicht hatte, schickte sie Brica fort und kroch auf ihre Lagerstatt.

Dort vergrub sie das Gesicht in der Decke aus Hirschfell und versuchte, im Schlaf Vergessen zu finden.

Doch ihre Gedanken kamen nicht zur Ruhe. Von nun an würden sie die Augen aller Bewohner von Dunadd auf Schritt und Tritt verfolgen. Sie biss sich auf die Lippe, um sich daran zu hindern, laut den Umstand zu verfluchen, dass sie eine Frau war. Wäre sie doch nur als Mann zur Welt gekommen! Dann würden die Stammesältesten kaum Interesse an ihrer Person zeigen. Würde sie doch nur zu einem der Stämme im Süden gehören, der Gegend, die die römischen Invasoren Britannien nannten! Dort flehten die Könige ihre Götter um Söhne an und zeugten ein Kind nach dem anderen. Niemand scherte sich dort um die Schwestern und Nichten ihrer Herrscher.

Seufzend rollte sie sich auf die Seite und beobachtete durch den Wandschirm aus Flechtwerk vor ihrem Bett die Funken des Feuers. Wäre sie doch nur in die Familie eines Fischers oder eines Bauern hineingeboren worden ...

Hör auf zu grübeln, befahl sie sich. Versuch jetzt zu schlafen.

Doch der Schlaf würde ihr keinen Frieden bringen, nicht in dieser Nacht. Als Heilerin hätte sie wissen müssen, dass dieser neue Schmerz auch die alten Wunden wieder aufreißen würde; die furchtbaren Bilder erneut heraufbeschwören würde, die sie seit dem letzten Jahr fortwährend quälten und an ihrem Fleisch zehrten. Sie hätte sich einen Trank brauen sollen, um die Visionen zu verscheuchen.

Aber das hatte sie versäumt.

Und so setzten in der dunkelsten Stunde vor der Morgendämmerung die Träume ein. Zuerst sah sie ihren Onkel auf seinem Pferd sitzen; sah sich selbst, wie sie sich an seine Zügel hängte und ihn anflehte, sie doch mitzunehmen. Aber er hatte das Visier seines Helms über die Augen gezogen, trieb seinen Hengst an und jagte davon, mitten im Galopp verwandelte sich sein Pferd in eine Möwe.

Rhiann versuchte, ihm nachzulaufen, denn irgendetwas verfolgte sie, kam rasch näher ... doch ihre Beine schienen in einem Sumpf gefangen zu sein, sie stolperte und versank schluchzend im Moor ... und dann war da plötzlich Linnet, sie saß vor einem Feuer und spann; spann unaufhörlich, die Wolle bildete zu ihren Füßen schon einen riesigen scharlachroten See ... mit einem Mal krochen aus den Strängen Tentakel heraus und schlangen sich um Rhianns Beine ...

Von einem Moment zum anderen verschwanden die wirren Bilder. Eine Tür schien sich in der Luft vor ihr aufzutun, eine salzige Brise wehte ihr ins Gesicht. Sie atmete die Luft der Heiligen Insel ein. Sie war dorthin zurückgekehrt.

Ein Teil von ihr begriff, was auf der anderen Seite der Tür lauerte, und versuchte verzweifelt, sich aus dem Traum zu lösen, doch es war zu spät. Viel zu spät. Die Erinnerungen ergriffen von ihr Besitz und zwangen sie, die grauenvollen Ereignisse noch einmal zu durchleben ...

... Muscheln knirschen unter ihren Füßen.

Ein dichter Sprühnebel hängt über der Küste. Rote Segel und spitze Schiffsbugen, die sich schwarz gegen das Sonnenlicht abheben, halten auf das Ufer zu. Ein beißender

Geruch nach Rauch liegt in der Luft.

Geräusche kommen näher. Schwerter, die klirrend aufeinander treffen. Speere, die durch die Luft schwirren. Der dumpfe Aufschlag von eisernen Spitzen, die sich in warmes Fleisch bohren.

Dort steht ihr Ziehvater Kell und versucht, mit erhobenem Schild eine Schar Männer aus dem Norden abzuwehren. Ihre Augen funkeln blutrünstig. Und dann rollt Kells abgeschlagener Kopf in die Gischt. Ein Auge starrt ins Leere, blicklos zurück auf sein Heim gerichtet.

Dort hinten taumelt ihr kleiner Bruder Talen über den Sand, eine Hand gegen seinen Bauch gepresst. Blasses Gedärm quillt zwischen seinen Fingern hervor. Mit der anderen Hand hält er noch immer sein erstes Schwert umklammert. Und da ... eine Frau stürmt auf den Jungen zu; ihre Ziehmutter Elavra, deren angsterfüllte Schreie von plumpen Händen erstickt werden, die sich um ihren schlanken Hals legen ...

Dort drüben ... dort windet sich ihre Schwester Marda verzweifelt unter einem grunzenden Mann. Seetang hat sich in ihrem kupferfarbenen Haar verfangen ...

Schließlich sieht sie nichts mehr, der Göttin sei Dank, nichts mehr, nur noch ihre eigenen Hände, fahl wie die Bäuche toter Fische auf dem dunklen Felsgestein, als sie schluchzend davonriecht. Lauf, Rhiann! Lauf! Weg von dem heißen, kupfrigen Blutgestank, weg von den knisternden Flammen, weg von dem Wutgebrüll.

Rhianns Lider flatterten, als sie sich auf ihrem Lager wälzte und versuchte, sich aus dem Traum zu befreien. Dieses unmenschliche Gebrüll! Sie kämpfte darum, das Bewusstsein wieder zu erlangen, unterdrückte den Schrei, der sich ihr entringen wollte, schlug mühsam die Augen auf und zwinkerte ein paar Mal benommen.

Die gleißende Helligkeit des Traumes war verflogen, stattdessen warf das heruntergebrannte Feuer tanzende Schatten an die Lehmwände. Sie konnte ihre Beine nicht bewegen, sie hatten sich in der Decke verfangen ... ihr wurde übel, und der Mageninhalt stieg ihr in die Kehle wie an jenem Tag am Strand.

Der Tag des Überfalls ... ja ... diese Nacht vor einem Jahr ...

Sie schlug eine Hand vor den Mund und begann zu würgen. Die Übelkeit schlug wie eine Welle über ihr zusammen und ebte dann langsam ab. Einen Moment lang blieb sie nach Atem ringend still liegen. Ihre Familie ... ihre geliebte Ziehfamilie ... war vor einem Jahr auf grausame Weise ausgelöscht worden. Tagsüber kam es ihr so vor, als läge dieser Tag eine Ewigkeit zurück; in ihren Träumen standen ihr die Ereignisse so deutlich vor Augen, als sei alles erst gestern geschehen.

Kinder von Edelleuten wurden sehr jung zu Ziehfamilien gegeben, um die Familienbande zu stärken, nicht selten galten ihnen deswegen die Zieheltern mehr als die Blutsverwandten. Rhiann, die außer Linnet niemanden mehr hatte, hatte ein besonders inniges Verhältnis zu ihrer Ziehfamilie gehabt. Kell und Elavra hatten sie bei sich aufgenommen, als sie mit ihrer Ausbildung auf der Heiligen Insel begonnen hatte, sie hatten sie zur Edelfrau und Priesterin erzogen. Aber dann war die gesamte Familie

zwischen einem einzigen Sonnenauf- und -untergang getötet worden. In einer so unvorstellbar kurzen Zeit.

Nachdem sie ein paar Mal tief durchgeatmet hatte, befreite Rhiann ihre Beine aus dem Deckengewirr und rollte sich, die Hände zu Fäusten geballt, zu einem Ball zusammen. Obwohl das Blut in ihren Adern rauschte, konnte sie in dem Alkoven neben dem ihren Linnets leise Atemzüge hören: ein schwaches, unschuldiges, vertrautes Geräusch.

So lebendig.

Eine Träne rann in Rhianns Ohr, und sie wischte sie ungehalten fort. Nein, sie durfte nicht weinen. Wenn Linnet auch nur einen einzigen Schluchzer hörte, würde sie Rhianns Wangen streicheln, ihre Hände halten und den ganzen Schmerz ans Licht bringen. So sehr sich Rhiann auch danach sehnte, sich in Linnets Arme zu kuscheln, wie sie es als Kind oft getan hatte – war sie doch nicht im Stande, ihre Qual mit jemandem zu teilen. Niemals.

Es war besser, allein mit allem fertig zu werden. Also schwieg sie. Auch Linnet gab keinen Laut von sich.

Es dauerte lange, bis sich ihr wild pochendes Herz wieder beruhigt hatte. Noch immer peinigten sie die Bilder der furchtbaren Ereignisse. Sie versuchte sie zu verdrängen und konzentrierte sich darauf, ruhig und gleichmäßig weiterzuatmen. *Ein, aus. Ein, aus. Denk an gar nichts. Lass dich in eine große Leere fallen.*

Eine Weile gelang ihr das auch. Aber die Erinnerungen waren immer noch da. Lauerten ganz am Rand ihres Bewusstseins. Sie hob den Kopf.

Seit dem Überfall hatte Rhiann ihr Gesicht, ihre Fähigkeit, Visionen zu empfangen und mit der Geisterwelt in Verbindung zu treten, nahezu vollständig eingebüßt. So wie das Blut ihrer Familie im Sand versickert war, so war auch ihre Macht geschwunden. Ein Jahr lang war sie blind durch jeden neuen Tag gestolpert. Innerlich fühlte sie sich tot und leer. Alles in ihr schien für immer erstorben zu sein.

Aber jetzt spürte sie, wie der Hauch einer Empfindung in ihr aufflackerte. Flüsterten die Geister der Schattenwelt ihr Trostworte zu?

Das Flüstern schwoll zu einem Murmeln an. Und dann ertönte in der Ferne ein langgezogenes Heulen, und der Wind begann unvermutet, mit eisernen Fäusten auf das kleine Haus einzuhämmern. Rhiann sank entmutigt auf ihre Felle zurück. Es war nur ein Sturm aufgezogen, sonst nichts. Keine Vision aus der Schattenwelt war ihr zu Hilfe geeilt. Stürme wie dieser kamen zu dieser Jahreszeit häufig auf; unverhofft und machtvoll fegten sie von der See her über die Moore und den einsamen Felsen hinweg.

Innerhalb von drei Herzschlägen tobte er um Rhianns Haus. Heftige Böen zerrten wie von Sinnen an dem Strohdach, und das Türfell blähte sich knarrend und knackend in seinen Angeln.

Durch einen Spalt in ihrem Fellkokon starrte Rhiann zur Decke empor. Der Himmel weinte um den toten Brude, König der Epidier, um sein Volk und sein Land.

Aber nicht um sie. Niemand würde je um sie weinen.

Kapitel 2

Weit draußen auf der dunklen, tobenden See vor Albas Küste zuckte ein gleißender Blitz über den Himmel und tauchte das Boot, das auf den Wellen tanzte, und die Männer, die darin um ihr Leben kämpften, in ein gespenstisches Licht. »Bei den Eiern des Großen Ebers!«, brüllte ihr Anführer Eremon mac Ferdiad verzweifelt. »Haltet euch fest! Passt auf ... jetzt, bei allen Göttern, jetzt!«

Sein Warnruf ging in dem donnernden Getöse unter, mit dem ein weiterer Brecher über den Bug des Bootes hinwegbrandete. Eremon stemmte die Füße mit aller Kraft gegen die Planken des Rumpfes. Als die aufschäumende Gischt wieder in sich zusammengefallen war, wischte er sich Salzwasser aus den Augen.

Angsterfüllt zählte er erneut seine Männer durch. Im schwachen Licht des hinter den Wolken verborgenen Mondes konnte er nicht genau erkennen, wer wer war – mit Ausnahme seines Ziehbruders Conaire natürlich, dessen massige Gestalt unverwechselbar war. Erleichtert stellte er fest, dass keiner seiner zwanzig Männer über Bord gespült worden war. Auch der Fischer, den sie als Führer mit an Bord genommen hatten, kauerte noch an seinem Platz, und sogar Eremons Wolfshund Cù lag immer noch zitternd vor den Füßen seines Herrn.

Eremons Pulsschlag verlangsamte sich, und er spürte, wie sich sein Magen von neuem hob. *Nicht schon wieder...*

Er beugte sich über die Seite und erbrach grüne Galle in die aufgewühlte See. Die Männer um ihn herum folgten seinem Beispiel; die meisten machten sich nicht einmal mehr die Mühe, den Kopf von der Ruderbank zu heben. Der junge Rori schien trotz seiner geringen Körpergröße einen Magen wie ein Sack zu haben, denn ein ganzer Strom von Erbrochenem quoll aus seinem Mund und verfehlte Eremons Füße nur knapp.

So viel zur Wahrung prinziplicher Würde. Eremon wischte sich mit der Hand über den Mund. Der Gestank von Urin und der Anblick von Blut machten ihm nichts aus; das gehörte zu einer Schlacht und dem Leben eines Kriegers untrennbar dazu. Auch große Mengen Wein und Ale vertrug er ohne Probleme. Aber das hier? Das hier war eine andere Welt. Dieses eine Mal konnte sein eiserner Wille seinen Körper nicht beherrschen, so sehr er sich auch bemühte.

Die nächste Welle türmte sich vor ihnen auf, und Eremon befahl den Männern, mit dem Ausschöpfen des Wassers fortzufahren und zu rudern, was das Zeug hielt. Er war kein Seemann, er hatte bislang kaum je in einem Boot gesessen, aber sein Instinkt sagte ihm, dass sie direkt auf diese Brecher zuhalten mussten, wenn sie verhindern wollten, dass das Boot kenterte.

Absurderweise fiel ihm in diesem Moment ein Satz aus einer alten Legende ein, die der Druiden seines Vaters ihm einmal erzählt hatte. *Wenn die Götter lächeln, erstrahlt die Sonne; wenn ihre Schwerter aufblitzen, stirbt ein König; wenn sie die Stirn runzeln, zerreißen Blitz und Donner den Himmel.*

Ha! Götter!

Gischt schäumte um seine Füße, und Eremon schüttelte sich mit einer heftigen Kopfbewegung das Haar aus den Augen. Wenn der alte Druiden Recht hatte, dann wusste er jetzt, was ihnen allen bevorstand, denn nur ein zorniger Gott konnte einen solchen Sturm schicken, der das ruhige Wasser in ein tosendes Inferno verwandelte.

Sogar der Fischer klammerte sich verzweifelt an seiner Ruderpinne fest. Seine Augen waren glasig vor Entsetzen. Eremon empfand einen Anflug von Schuldgefühl. Der Mann hatte bislang lediglich *currachs* gesegelt, diese kleinen Boote aus Tierhaut glitten mühelos über solche Wellen hinweg. Aber ihr Boot war größer und schwerer, der Rumpf bestand aus Holzplanken, nicht aus Häuten, es war zu jeder Seite mit zehn Rudern ausgestattet und fuhr unter voll getakelten Segeln. Überdies leistete der Fischer ihnen nur äußerst widerwillig Lotsendienste, denn er war mit Gewalt an Bord des gestohlenen Bootes geschleift worden.

Wenn Eremon geahnt hätte, in was für ein Unwetter sie hineinsegelten, hätte er den Mann vielleicht verschont. Aber der Tag, an dem sie unter einem Pfeilhagel aus Erin geflohen waren, war sonnig und windstill gewesen. Erst am Tag darauf hatte sich der Himmel verdunkelt, Wind war aufgekommen, und der Fischer hatte mit bedenklich gerunzelter Stirn auf die bedrohliche Wolkenbank gedeutet, die sich im Süden zusammenballte.

Die Sturmfront war mit aller Gewalt über sie hereingebrochen; Wind, Wellen und Regen hatten sich in ein entfesselt Ungeheuer verwandelt, das sie wütend ansprang, das Boot packte und zwischen seinen Kiefern hin- und herschüttelte. Die Männer bemerkten kaum noch, wann der Tag in die Nacht überging, da sie ohnehin nichts mehr um sich herum erkennen konnten. Ihre Welt beschränkte sich nur noch auf Geräusche und andere Sinneswahrnehmungen: das Heulen des Windes, die kalten Regenschwaden, den salzigen Geschmack der Gischt auf ihren Lippen, das Knarren der Takelage, die durch das ewige Rudern entstandenen aufplatzenden Blasen an ihren Händen.

Jetzt schien sich das Sternrad Richtung Morgen zu drehen. Der gesamte Himmel war wolkenverhangen, der gelblich schimmernde Mond schien wie das boshafte, erbarmungslose Auge eines Gottes auf Eremon hinabzustarren. War es Hawen, der Große Eber, der Schutzpatron seines Stammes? Dagda, der Himmelsgott? Nein, wohl eher Manannán, der Herr der Meere und Beschützer Erins. Vielleicht war Manannán ergrimmt, weil Eremon sein Land im Stich gelassen hatte.

Dann nimm nur mich!, rief er dem Auge stumm zu. *Verschone meine Männer!*

Er erhielt keine Antwort. Weder flaute der Wind ab, noch ließ der Seegang nach. Die nächste Welle erfasste das Boot, ein Wasserschwall drang in Eremons Mund und verstopfte seine Nase. Prustend und schnaubend rang er nach Luft und klammerte sich am Ruderholz fest, bis die Woge das Boot wieder freigab.